

The background of the cover is a classical painting depicting a scene at a Roman villa. In the center, a large, partially ruined stone structure features a prominent relief of several figures in classical attire. Below the relief is a fountain with a lion's head spout, from which water flows into a basin. Two women in 18th-century style dresses (one in blue and white, the other in blue and red) stand near the fountain, one holding a large golden urn. To the left, a tall, fluted column stands. In the foreground, a woman in a red and white dress sits on the ground, holding a child. The scene is set in a lush, wooded landscape under a dark, overcast sky.

Michael Heinrich

SCHÖNHEIT UND ARCHITEKTUR

Die Wertschätzung
gebauter Lebenswelten

Michael Heinrich

Schönheit und Architektur

Die Wertschätzung gebauter Lebenswelten

Titelbild: Des monuments antiques, premier plan éclairé du soleil (1804, Charles-François Nivard). Gemälde (private Sammlung).

Dr. Michael Heinrich ist seit 2006 Professor an der Hochschule Coburg. Nach dem Studium an der Salzburger Kunstuniversität Mozarteum und anschließender Berufspraxis promovierte er bei dem renommierten Psychologen Ernst Poeppel an der LMU München in Psychologischer Ästhetik/Humanbiologie. 2021/2022 wurde er als Visiting Scholar an die Universität Cambridge berufen. Seit 2023 leitet er das neu gegründete transdisziplinäre Institut Mensch & Ästhetik (Universität Bamberg und Hochschule Coburg) am Standort Coburg.

(c) aller Fotos Michael Heinrich, Coburg

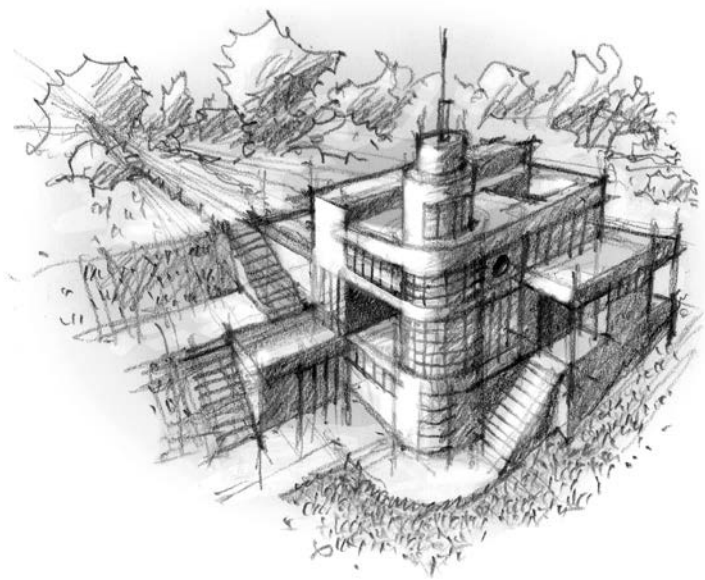
Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Thüringer Landeszentrale für politische Bildung dar. Für inhaltliche Aussagen trägt der Autor die Verantwortung.

Thüringer Landeszentrale für politische Bildung
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.politische-bildung-thueringen.de
2026

ISBN: 978-3-910740-74-7

Inhalt

Warum Schönheit wichtig ist	5
Wann sich über Schönheit streiten lässt: Universale, persönliche und kulturelle Schönheit	9
Wie Schönheit entsteht: Ästhetische Deutungswege	13
Varianten des Schönheitsempfindens	31
Die Schönheit des Hässlichen	41
Das Schönheitsempfinden als politisches und marktwirtschaftliches Aneignungsfeld	45
Schönheit ist individuell, aber auch intersubjektiv	49
Literatur	51



Warum Schönheit wichtig ist

Ist das Empfinden von Schönheit heute noch wichtig? Oder ist es bloß ein netter Luxus, ein harmloser Ausweg aus dem Alltag, vielleicht sogar nur ein Trick der Werbung oder eine flüchtige Laune des Moments, die man nicht ernst nehmen muss? In unserer modernen Welt stehen oft ganz andere Werte im Vordergrund: Nüchternheit, Zweckmäßigkeit und die Konzentration auf das, was »wirklich zählt«. Doch die Krisen der Gegenwart zeigen, dass wir mit reiner Rationalität nicht weit kommen. Wir schaffen es nicht, unser Handeln nur an Vernunft und Nutzen auszurichten. Wenn wir uns also fragen, was unserem Leben Sinn gibt, wird uns hoffentlich mehr einfallen als bloße Zweckmäßigkeit. Neben großen Werten wie Harmonie, Wahrheit, Liebe, Zugehörigkeit oder Hingabe taucht immer auch die Schönheit auf. Die Suche nach ihr – oder allgemeiner gesagt: nach berührenden ästhetischen Momenten – begleitet uns leise, aber kraftvoll durch das Leben (vgl. Wundt, 1922; Russell, 1980). Sie steckt nicht nur in Architektur, Kunst und Design, sondern prägt genauso Tourismus, Wirtschaft und Alltagsprodukte.

Schönheit kann dabei schlicht Gefälligkeit bedeuten: ein Hinweis, dass alles seine Ordnung hat und die Welt unseren Erwartungen entspricht. Doch oft geht sie viel tiefer. Sie kann uns bewegen, inspirieren und unserem Leben Bedeutung verleihen. Manchmal berührt sie uns sogar auf einer spirituellen Ebene (vgl. Büssing, Kohls, 2011; Yeomans, 2012). Damit bleibt Schönheit – neben dem Bedürfnis nach Gemeinschaft – eine der großen inneren Antriebskräfte des Menschen. Schönheit zu empfinden ist also kein überflüssiges Vergnügen, sondern etwas sehr Wesentliches. Unser Sinn für Ästhetik hilft uns, die Welt zu lesen: Wir spüren, ob etwas zu uns

passt, erkennen Stimmungen und verstehen soziale Situationen. Schon die Gestaltung eines Raumes – ob hell und einladend oder düster und chaotisch – wirkt direkt auf unser Verhalten und unsere Gefühle. Schönheit ist dabei wie ein innerer Kompass, der uns zeigt, was uns guttut, was uns positiv bewegt und was in den Kontext passt.

Wie stark solche Eindrücke wirken können, lässt sich inzwischen sogar im Gehirn nachweisen. Schönheitserfahrungen aktivieren die Belohnungsschaltkreise, setzen Glücksstoffe wie Dopamin und körpereigene Opioide frei und können uns in regelrechte Hochgefühle versetzen. Noch bevor wir bewusst über etwas nachdenken, reagieren unsere visuellen und emotionalen Zentren darauf (vgl. Isik, Vessel, 2021). Schönheit beeinflusst also unmittelbar, wie wir fühlen und wie aktiv unser Körper reagiert – und das auf vielen Ebenen gleichzeitig (vgl. Vessel et al., 2012). Der Sinn für Schönheit ist also eine wertvolle Ressource: Er stärkt unsere Widerstandskraft, hilft uns, Stress abzubauen, und trägt wesentlich zu unserem Wohlbefinden und unserer Sinnfindung bei (vgl. Zeki, 2019).

Wenn wir von Schönheit sprechen, klingt es oft so, als sei sie eine feste Eigenschaft von Dingen: Dieses Haus *ist* schön, jenes *ist* hässlich. Tatsächlich aber ist Schönheit keine materielle Eigenschaft, sondern ein intensives inneres Erleben – ausgelöst durch reale Eindrücke, geprägt von unserer Biografie und unseren persönlichen Vorlieben. Und doch: Durch gemeinsame biologische Grundlagen und kulturelle Prägungen kann dieses Erleben intersubjektiv werden, also zu etwas, das viele Menschen miteinander teilen.

Besonders deutlich zeigt sich das in Architektur und Städtebau. Gebäude und Räume sind nicht nur passive Kulissen, sondern prägen aktiv, wie wir uns fühlen. Da wir über 90 % unseres Lebens in gebauten Umwelten verbringen, beeinflusst deren Gestaltung direkt unser seelisches und körperliches Wohlbefinden. Studien zeigen: Architektur, die wir als schön empfinden, kann Stress abbauen, das Belohnungssystem aktivieren und sogar soziale Kontakte fördern (Coburn et al., 2017;

Ellard, 2020). Damit tragen Architekten, Stadtplanerinnen oder Investoren eine besondere gesellschaftliche Verantwortung (vgl. Düchs, 2017): Ihre Entscheidungen wirken nicht nur auf das Stadtbild, sondern auch auf unsere Lebensqualität. Nachhaltige Räume müssen also nicht nur praktisch funktionieren, sondern sie müssen auch atmosphärisch stimmig sein – und sie sollten Bedeutung und emotionales Erleben ermöglichen. Denn oft entscheiden gerade diese Faktoren darüber, ob Menschen Orte annehmen, schätzen und pflegen (vgl. Illies & Ray, 2014).

Allerdings: Was allgemein als gestalterische Qualität bezeichnet werden soll, darüber gibt es im gesellschaftlichen und auch im politischen Raum wenig Konsens. Auch die Architekturpraxis und -lehre nehmen in der Regel die zahllosen Erkenntnisse der Umweltpsychologie, der Gestaltpsychologie oder der Neuroästhetik nicht zur Kenntnis. Gestaltung folgt dann stattdessen historisch oder ideologisch untermauerten Leitlinien; der »richtige« Geschmack ist dann folgerichtig ein wichtiger Ausweis der eigenen soziopolitischen und soziokulturellen Verortung: Politische Kämpfe unter dem Deckmantel der Architekturdebatte sind die Folge. Jenseits dieser oft erbitterten Diskurse – etwa zur Rekonstruktion historischer Bauten – gibt es aber objektivierbare ästhetische Präferenzen von Menschen, wie wir noch sehen werden. Immerhin scheinen sich alle Akteure darin einig zu sein, dass Architektur und Umweltgestaltung genug Relevanz und Wirksamkeit besitzen, um als politisches Schlachtfeld zu dienen – und dass sie sehr nachhaltige Instrumente sind, politische oder wirtschaftliche Macht zu inszenieren.

Um Schönheit zu verstehen, reicht es allerdings nicht, Ästhetik nur als »Theorie des Schönen« zu betrachten. In einem weiteren Sinn umfasst sie das ganze Spektrum unserer Wahrnehmung: von sinnlichen Eindrücken über kognitive Deutungen bis hin zu emotionalen Bewertungen. Der griechische Philosoph Aristoteles verstand Ästhetik als umfassenden Erkenntnisprozess, der uns Orientierung gibt und unsere Psyche anregt.

Gerade heute braucht es daher einen Blick aus vielen Perspektiven: Psychologie, Soziologie, Neurowissenschaften, Philosophie und Architekturgeschichte tragen alle dazu bei, das ästhetische Erleben besser zu verstehen – und dem Geheimnis der Schönheit ein Stück näherzukommen.



Wann sich über Schönheit streiten lässt: Universale, persönliche und kulturelle Schönheit

Drei Ebenen des ästhetischen Erlebens

Um die Widersprüche des Schönheitsempfindens zu verstehen, müssen wir die Systeme betrachten, die in uns zusammenwirken. Sie ringen ständig miteinander, treiben aber gleichzeitig unsere Entwicklung an. Ein Modell mit drei Ebenen – Biologie, Biografie und Kultur (Heinrich, 2023) – spiegelt nicht nur unsere persönliche Erfahrung wider, sondern auch unsere evolutionäre Geschichte. Es hilft, Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Schönheitserleben besser einzuordnen und sogar Trends vorherzusehen.

Auf der **biologischen Ebene** teilen wir vieles mit allen Menschen. Unsere Wahrnehmung ist geprägt von der Funktionsweise unseres Körpers und unseres Gehirns. Unser visuelles System verarbeitet Lichtreize zu Formen, Kanten, Farben oder Mustern – ganz ähnlich wie bei anderen Säugetieren. Deshalb gibt es weltweit Gemeinsamkeiten darin, wie wir Kontraste, Muster oder Symmetrien wahrnehmen und worauf wir besonders schnell reagieren. Manche Reize wirken als »Schlüssel« und lösen sofort Gefühle oder Handlungen aus: Das Kindchenschema weckt Fürsorge, Licht und Farbe treiben unsere Neugier an, Spinnen oder Schlangen rufen Abwehr hervor. Auch die Anziehungskraft bestimmter Gesichts- und Körpermerkmale hat biologische Wurzeln. Was sich auf dieser Grundlage kulturell entwickelt, muss nicht immer wünschenswert sein:

Werbung, soziale Medien und Schönheitsindustrie kreieren oder verstärken stereotype Ideale wie ewige Jugend, makellose Haut oder starre Geschlechterrollen. Diese Normen setzen viele unter Druck, führen zu Selbstzweifeln und sind problematisch für eine offene und vielfältige Gesellschaft.

Auf der **Ebene der Biografie** kommen unsere persönlichen Erfahrungen, Werte und Bedürfnisse hinzu. Sie wirken wie Filter: Jeder Mensch bringt eine individuelle Geschichte mit, die bestimmt, welche Dinge er oder sie als schön empfindet. Manche Vorlieben sind sehr individuell – zum Beispiel bestimmte Musikstücke, die uns an die Kindheit erinnern – und werden nicht von allen Menschen gleichermaßen geteilt. Sie können aber nachempfunden und kommuniziert werden.

Die **kulturelle Ebene** schließlich umfasst die großen gemeinsamen Deutungsmuster, die wir historisch als unterschiedliche Gesellschaften entwickelt haben. Dazu zählen Sprachen, Symboliken und auch Erzählungen darüber, welche Bewertungen wir verschiedenen ästhetischen Reizen zuweisen sollen. Denn Kleidung, Architektur oder Kunst haben nicht nur soziokulturelle, sondern auch politische Bedeutung: Sie sind immer auch Zeichen von Zugehörigkeit und Status innerhalb einer Gruppe, sie folgen deren Mensch- und Weltbildern – und sie können Macht darstellen und zementieren. Die kulturelle Ebene überlagert die biologischen Grundlagen und verbindet unsere sinnlichen Wahrnehmungen mit unserem erlernten Wissen und unseren sozialen Praktiken.

Unser ästhetisches Erleben entsteht also im Zusammenspiel von Biologie, Biografie und Kultur. Und genau dieses Wechselspiel erklärt, warum Schönheit einerseits sehr persönlich ist, andererseits aber auch viele verbindende Elemente hat. Die drei Ebenen – Biologie, Biografie und Kultur – greifen ständig ineinander. Während auf der biologischen Ebene Sineisindrücke automatisch verarbeitet werden, beginnt gleichzeitig auf biografischer und kultureller Ebene die Suche nach Bedeutung. Unsere Erfahrungen, Erinnerungen und Erwartungen beeinflussen, wie wir das Wahrgenommene deuten. Oft

entscheidet der Kontext, welchem Eindruck wir mehr Gewicht geben.

Wenn wir Lebensräume gestalten oder miteinander kommunizieren, spielen alle diese Ebenen eine wichtige Rolle. Besonders zentral für Gestaltungsdisziplinen sind dabei Wirkungen, die eine gewisse Allgemeingültigkeit besitzen. Sie liegen vor allem in Bereichen, die tief in unserer Evolution verankert sind – etwa in der Reaktion auf bestimmte Naturformen oder in der Art, wie wir Gestalten und Muster wahrnehmen. Gerade diese grundlegenden, oft unbewussten Reaktionen wurden in der Philosophie lange zugunsten abstrakter Überlegungen und der Betonung bewusster kognitiver Prozesse übersehen, sind aber entscheidend für unser Wohlbefinden. Naturbezüge in Architektur, Design oder Stadtplanung haben daher ein großes Potenzial, wie auch die »Biophilia-Hypothese« betont (Kellert, Wilson, 1995): Sie geht davon aus, dass Menschen eine tiefe, angeborene Verbundenheit mit der Natur haben.

Auch wenn Schönheit ohne den Blick des Menschen nicht existiert, gibt es jenseits aller individuellen Vorlieben und kulturellen Unterschiede gemeinsame ästhetische Wirkungsmuster, die uns alle berühren. Diese geteilte Wahrnehmungs- und Deutungsbasis erklärt, warum wir in vielen ästhetischen Erfahrungen erstaunlich oft übereinstimmen.

Die Macht des Unbewussten

Viele ästhetische Eindrücke wirken, ohne dass wir sie bewusst wahrnehmen. Sie schaffen Stimmungen, die spontan unser Verhalten und unsere Entscheidungen beeinflussen. Dabei zählen nicht nur die äußeren Reize, sondern auch unsere aktuellen Bedürfnisse. Gefühle dienen hier als Signale: Sie zeigen uns, ob etwas zu unserem inneren Zustand passt – und sie bilden die emotionale Grundlage für Motivation und Handeln.

Im Gegensatz zur klassischen Vorstellung von Funktionalität, die meist nur auf sichtbare und bewusst genutzte Aspekte

eingeht, umfasst ein erweitertes Verständnis auch diese unbewussten emotionalen und atmosphärischen Wirkungen. Alles andere als nebensächlich, wirken sie direkt auf unser Wohlbefinden, unsere Gesundheit, unsere Motivation und Belastbarkeit, und sie beeinflussen maßgeblich Entscheidungen und Handlungen.

Wie stark solche vorbewussten Prozesse unsere Alltagsentscheidungen prägen – ob beim Einkaufen, in Gesprächen oder in politischen Einschätzungen – zeigen die Arbeiten der Psychologen Daniel Kahneman und Amos Tversky (Kahneman, 2012; Tversky & Kahneman, 1989): Anstatt rein rational zu handeln, nutzen wir oft mentale Abkürzungen, sogenannte Heuristiken. Diese stützen sich auf vertraute Geschichten, Gefühle und Bedeutungsrahmen und geben uns Orientierung. Ästhetisches Erleben ist damit ein aktiver Prozess: Unser Gehirn konstruiert Sinn, ordnet Bedeutungen zu – und ist dabei hochaktiv. Rund 60 % der Großhirnrinde sind an der Verarbeitung visueller Reize beteiligt (Gegenfurtner et al., 2002).

Unsere unbewusste, emotionale Wahrnehmungsverarbeitung ist also ein zentraler Bestandteil der Beziehung zur Umwelt – ebenso wichtig wie eine bequeme Sitzhöhe oder gute Beleuchtung. Dass ästhetische Wahrnehmung so stark von Gefühlen, Vorerfahrungen und Erwartungen geprägt ist, zeigt: Gestaltung bedeutet weit mehr als das Planen von Objekten oder Räumen. Sie umfasst auch die Arbeit mit unbewussten Mustern und emotionalen Haltungen der Menschen. Aber auch bewusstes Wissen verändert die Intensität ästhetischer Erlebnisse: Wer etwa weiß, wie viel Kunstfertigkeit und symbolische Bedeutung in einer Kathedrale steckt, erlebt deren Wirkung intensiver und mit mehr Staunen. In diesem Sinn sind subjektive Einstellungen und Vorwissen selbst ein Material der Gestaltung – genauso wichtig wie Glas, Holz oder Stein.

Wie Schönheit entsteht: Ästhetische Deutungswege

Das Drei-Ebenen-Modell (Heinrich, 2023) macht deutlich: Auch wenn Geschmäcker unterschiedlich sind, gibt es viele Gemeinsamkeiten. Sie entstehen einerseits aus unserer gemeinsamen Biologie, andererseits durch kulturelle Regeln und die Prägungen unserer sozialen Umgebung. Auf dieser Basis verarbeitet unser ästhetisches Erleben die Eindrücke der Sinne – immer durch eine Vielzahl von Wahrnehmungs- und Deutungsfiltern.

Diese Filter lassen sich auf einige zentrale Wege hin verdichten, die gleichsam einen Werkzeugkasten des Gehirns bilden. Mit ihrer Hilfe verbinden wir äußere Reize und Signale zu einer sinnvollen Welt, erkennen darin bestimmte Muster und Logiken, treffen Vorhersagen und ziehen Rückschlüsse. Gleichzeitig fügen wir ständig neue Eindrücke in dieses Geflecht von Bedeutungen ein.

Alle diese Wege werden permanent gleichzeitig benutzt – manche bewusst, die meisten unbewusst – und ein Gefühl der Schönheit kann auf jedem einzelnen von ihnen entstehen.

Funktionale Deutungswege: Bedürfnispassung, Funktionalität

Menschen stehen in ständigem Austausch mit ihrer Umwelt. Alles, was wir wahrnehmen, wird als ein Angebot gelesen, das uns Hinweise gibt, wie wir unsere Bedürfnisse erfüllen können. Diese Bedürfnisse treten körperlich, psychisch oder als praktisch-operative Anforderungen in Erscheinung. Während körperliche Anforderungen längst fester Bestandteil der

Architekturplanung und des Designs sind, werden psychische Bedürfnisse – etwa nach Sinn, Sicherheit oder Zugehörigkeit – noch häufig übersehen.

Psychische Bedürfnisse sind zudem selten eindeutig: Kurzfristige Wünsche können im Widerspruch zu langfristigen Zielen stehen. Manche verfolgen wir bewusst, andere machen sich unbewusst bemerkbar. Gefühle und Körperempfindungen sind dabei Signale: Sie zeigen uns, ob ein Umfeld zu unseren inneren Zuständen passt. Wenn es nicht passt, entsteht der Drang, etwas zu verändern. Wenn es jedoch in besonderem Maß passt, entsteht das Empfinden von Schönheit – eine intensive Resonanz zwischen Innen- und Außenwelt. Dabei spiegeln ästhetische Erfahrungen oft auch innere Zustände: Ein Brunnen wirkt auf den Durstigen anziehend, während er für jemanden, der Hochwasser erlebt hat, bedrohlich erscheint. Gestaltung bedeutet dabei aber nicht nur, kurzfristiges ästhetisches Vergnügen oder Komfort zu erzeugen. Auch Bedürfnisse wie persönliche Entwicklung oder Wachstum – die oft mit Anstrengung verbunden sind – gehören dazu, sind sogar oft wichtiger als Wohlfühl und Bequemlichkeit und müssen daher ganz besonders wachsam reflektiert werden.

Unsere biologischen und psychologischen Bedürfnisse drücken sich fast immer kulturell gefiltert aus. Wir lernen, individuelle Bedürfnisse in Sprache, Formen oder Gesten zu übersetzen und mit anderen abzugleichen. Daraus entstehen gemeinsame Stile, Moden und Konventionen. Doch wo bestimmte Gruppen ihre ästhetischen Vorlieben dominieren lassen, geraten die Bedürfnisse anderer leicht ins Hintertreffen. Häufig bestimmen nicht die Mehrheit der Menschen, sondern wirtschaftliche und ideologische Interessen, wie Räume gestaltet werden. Im Städtebau geht es deshalb oft weniger um gute Atmosphären, sondern mehr um Effizienz, Kontrolle und Repräsentation. Hinzu kommt: In pluralistischen Gesellschaften wird oft behauptet, man könne ästhetische Bedürfnisse gar nicht wirklich unter einen Hut bringen. Das Problem wird dadurch verschärft, dass wissenschaftliche Erkenntnisse

über ästhetische Wirkungen von Umgebungen in der Architektur meist unbekannt sind. So bleibt unklar, was »gute« Gestaltung überhaupt bedeutet – obwohl gerade das entscheidend für eine menschenzentrierte Architektur wäre.

Ein Blick in psychologische Bedürfnismodelle und in die Resilienzforschung zeigt: Zentrale seelische Bedürfnisse stehen oft in einer Art Gegenspannung zueinander, sie verhalten sich häufig komplementär (Heinrich, 2025; Kohls, 2025). So wie körperliche Bedürfnisse schwanken auch sie je nach Situation oder im Verlauf des Tages. Man kann sie sich wie ein Mischpult vorstellen, bei dem verschiedene Regler Gegensätze abbilden. Im Durchschnitt liegt die Balance meist in der Mitte. US-Forscher (vgl. Coburn et al., 2020; Weinberger et al., 2021; Chatterjee et al., 2021) haben nun drei besonders wichtige psychische Bedürfnisfelder identifiziert, die viele weitere Teilbedürfnisse bündeln und sich auch in unseren ästhetischen Vorlieben widerspiegeln: Anregung (*fascination*), Geborgenheit (*hominess*) und Einheitlichkeit (*coherence*). Wenden wir nun den Gedanken der Komplementarität gegensätzlicher, sich ergänzender und sich gegenseitig korrigierender Bedürfnisse auf diese drei Bedürfnisfelder an, entstehen drei polar aufgespannte Spannungsfelder: Anregung und Ruhe, Geborgenheit und Freiheit, Einheitlichkeit und Vielfalt. Diese Pole wechseln sich rhythmisch darin ab, nach Befriedigung zu drängen. Sie bilden grundlegende Resonanzräume unseres Erlebens.

Den Spannungsfeldern der Bedürfnisse können nun ähnliche Spannungsfelder ästhetischer Leitqualitäten an die Seite gestellt werden. Dann sprechen wir konkreter über das Verhältnis von Komplexität und Einfachheit (es antwortet auf das Bedürfnisfeld Anregung und Ruhe), von Umschlossenheit und Offenheit (es antwortet auf das Bedürfnisfeld Geborgenheit und Freiheit) und von Ähnlichkeit und Variation (es antwortet auf das Bedürfnisfeld Einheitlichkeit und Vielfalt). Diese Spannungsfelder steuern in hohem Maß, ob wir einen Raum als stimmig und wohltuend erleben. Auch wenn die individuellen Vorlieben sehr unterschiedlich sein können, sind in einer

Gemeinschaft immer alle Gegensätze gleichzeitig vorhanden. Die eigentliche Kunst der Gestaltung besteht deshalb darin, diese Gegensätze so miteinander zu verbinden, dass sie sich nicht gegenseitig aufheben, sondern bereichern.

Das Zusammenspiel der Bedürfnisse nach Vertrautheit und nach Neuem – eng verwandt mit dem Bedürfnispaar Geborgenheit und Freiheit – spielt in der Stadt- und Architekturdiskussion ebenfalls eine wichtige Rolle. Menschen finden Überraschendes oder Ungewohntes in der Regel zwar kurzfristig spannend (vgl. Nasar, 1980), fühlen sich aber auf Dauer meist in vertrauten, harmonischen Umgebungen wohler. Für gesellschaftliche Veränderungsprozesse heißt das: Ob Menschen neue Entwicklungen oder gestalterische Veränderungen akzeptieren – etwa ein neu gebautes Wohnviertel in der Nachbarschaft –, hängt stark davon ab, ob diese – trotz ihrer unbequemen Neuartigkeit – als bereichernd und sinnvoll erlebt werden. Ein klar erkennbarer sozialer oder wirtschaftlicher Mehrwert überzeugt dabei mehr als oberflächliche Verschönerungen (vgl. Brunstein, 2006, S. 245).

Auch andere Gegensätze sind wichtig, zum Beispiel Privatheit und Teilhabe (vgl. Heinrich, 2025). Menschen brauchen Rückzug und Ruhe, zugleich aber auch Möglichkeiten zur Mitgestaltung und zum Austausch. Wer an der Gestaltung seines Umfelds beteiligt ist, spürt nicht nur Zugehörigkeit, sondern auch Selbstwirksamkeit – das Gefühl, etwas bewirken zu können (vgl. Bandura, 2001). Entscheidend ist dabei nicht nur das Endprodukt: Selbst eine schiefe, selbstgetöpferte Vase aus dem Bastelunterricht kann emotional »schöner« sein als ein makellostes Designerstück ohne persönliche Geschichte. Partizipation ist daher ein zentraler Schlüssel für Stadt- und Raumgestaltung. Wo Menschen mitgestalten dürfen, entsteht Identifikation mit dem Ort – und die Bereitschaft, Verantwortung für ihn zu übernehmen.

Neben Atmosphäre, sozialen und emotionalen Faktoren spielt auch die klassische Nutzfunktion eine wichtige Rolle für das Schönheitsempfinden in Architektur und Stadt – solange

sie nicht zum alleinigen Maßstab wird. Wenn wir Funktionspassungen erkennen und nutzen können, stillt das unser Bedürfnis nach Übersicht und Kontrolle. In Verbindung mit Klarheit und Ordnung kann so eine nüchterne Ästhetik entstehen, die unsere Wahrnehmung entlastet und den Alltag einfacher macht. Problematisch wird es allerdings, wenn eine solche Funktionalität starr und einseitig angewandt wird (Abb. 1). Dann verliert eine Umgebung an emotionaler Tiefe, an sinnlichen Eindrücken, an Vielfalt und Inspiration. Die vielstimmige Kritik am strengen Funktionalismus – von Adorno, Mitscherlich und Habermas bis hin zu aktuellen Forschungen – formuliert immer wieder: Solche Räume wirken oft kalt, monoton und unpersönlich. Auf Dauer kann darunter sogar das Gefühl von Lebenssinn darunter leiden. Die Glücksforschung bestätigt diese Absage an eine Funktionalität, die ausschließlich auf operativen Nutzen und Rationalität beschränkt ist: Ein erfülltes Leben entsteht nicht durch maximale Effizienz, sondern dadurch, dass Menschen ihre Potenziale entfalten können – in einem Gleichgewicht von Körper, Geist, Emotionen und sozialer Eingebundenheit. Und dieses Glück braucht entsprechende Umgebungen.

Funktionalität muss also immer auch das seelische und körperliche Gleichgewicht im Blick behalten. Weder eine ständige Reizüberflutung noch eine völlige Leere fördern unser Wohlbefinden. Am angemessensten ist zunächst ein mittleres Maß an Anregung – ein Zustand, in dem wir weder gelangweilt noch überfordert sind. Dieses ausgeglichene Erregungsniveau unterstützt Gesundheit, Leistungsfähigkeit und auch die emotionale Bindung an Räume.

Damit geraten die Leitbilder des 20. Jahrhunderts ins Wanken: Konzepte wie Reduktion oder Minimalismus sind nicht grundsätzlich falsch, wirken aber oft zu einseitig. Am wohlsten fühlen sich Menschen in Umgebungen mit mittlerer Komplexität – dort, wo Struktur und Abwechslung in einem produktiven Verhältnis stehen. Gerade in der Spannung zwischen Einfachheit und Vielfalt, Offenheit und Geborgenheit, Ordnung



Abb. 1: Eine Coburger Villa im klassizistischen Stil von ca. 1870 trifft hier auf ein Parkhaus aus den 1970er-Jahren, gestaltet in der nüchternen Formensprache der Neuen Sachlichkeit. Die Frage, ob dieses Nebeneinander passt, lässt sich nicht allein mit persönlichen Vorlieben oder Geschmackstraditionen beantworten. Entscheidend ist vielmehr, wie sehr die Bauten den Anregungsbedürfnissen der Stadtbewohner entsprechen: Wird genug Differenziertheit und Komplexität geboten? Gibt es Anknüpfungspunkte, die Assoziationen wecken? Entsteht durch Farbe, Licht und plastische Wirkung eine atmosphärische Qualität? Und bleibt der Zusammenhang des städtischen Kontexts gewahrt?

und Lebendigkeit liegt ein großes gestalterisches Potenzial. Der sogenannte »ästhetische Mittelwert« ist dabei keine starre Formel, sondern eher eine Haltung: Architektur als Resonanzraum, der Unterschiede respektiert und zwischen verschiedenen Polen vielfältige Spielräume eröffnet.

Formalästhetische Deutungswege: Gestalt- und Raumbildung

Beim ästhetischen Erleben arbeitet unser Gehirn zunächst mit standardisierten Prozessen: Das komplexe Gemenge aus Eindrücken, das unsere Sinne liefern, wird zu unterscheidbaren Einheiten geordnet, sodass eine Welt aus Formen, Farben, Kontrasten und Räumen entsteht. Noch bevor Geschmäcker, Stilrichtungen oder Zeitgeist ins Spiel kommen, wirken grundlegende Prinzipien der Gestalt- und Raumerkennung. Sie steuern etwa, wie leicht und schnell wir visuelle Eindrücke aufnehmen und worauf sich unsere Aufmerksamkeit richtet.

Architektur und Städtebau können bewusst mit diesen Grundlagen arbeiten. Ihr gestalterisches »Werkzeugset« umfasst Elemente wie Symmetrie, Kontraste, Rhythmus oder Durchbrechungen und Überschneidungen. Damit sprechen sie grundlegende Bedürfnisse an, die Forscher immer wieder betonen (wir erwähnten z. B. *fascination*, *coherence* und *hominess* – Anregung, Einheitlichkeit und Geborgenheit). Diese spiegeln sich in Spannungsfeldern wider – etwa zwischen Einfachheit und Komplexität, Einheit und Vielfalt, Geschlossenheit und Offenheit (Heinrich, 2025). Architektinnen und Architekten können solche Gegensätze gezielt gegeneinander abwägen: Durch Durchbrüche in Flächen, rhythmische Abfolgen oder gestaffelte Räume lassen sich beispielsweise Neugier wecken oder Gefühle von Schutz und Geborgenheit erzeugen.

Ein solides Wissen über die Grundlagen der Gestaltpsychologie (vgl. Arnheim, 1977; Metzger, 2008) hilft, Räume so zu entwerfen, dass sie schon auf der visuellen Wahrnehmungsebene als klare Kompositionen ankommen und schon sehr früh gezielt auf Emotionen und Aufmerksamkeit wirken können – bevor wir sie bewusst deuten oder kulturell einordnen. Durch mehrschichtige Strukturen lassen sich sogar Gegensätze verbinden, etwa Weite und Schutz (vgl. *prospect-refuge theory*, Appleton, 1996; *thigmotaxis theory*, Gromer et al., 2021). Gerade in öffentlichen Räumen, wo viele Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen zusammentreffen,



Abb. 2: David Chipperfields James-Simon-Galerie (2019) auf der Berliner Museumsinsel greift das klassische Motiv der Kolonnaden auf, übersetzt es aber in eine stark reduzierte, moderne Form. So schlägt das Gebäude eine Brücke zwischen der Architektur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Es fügt sich in den historischen Kontext ein und schafft zugleich eine räumlich spannende Komposition mit vielen abwechslungsreichen Durch- und Ausblicken.

ist diese Balance entscheidend. Denn Städte sind offene Felder für Bewegung und Begegnung, sie bieten Räume für individuelle Erkundung. Architektur und Städtebau können hier eine vermittelnde Rolle einnehmen – weit über rein ökonomische oder milieuspezifische Interessen hinaus. Eine einfache Grundform – etwa ein klarer Baukörper – kann beispielsweise durch Öffnungen, rhythmische Abfolgen, Gruppierungen oder plastische Elemente so belebt werden, dass sich eine spannende Balance ergibt: zwischen Klarheit und Vielschichtigkeit, zwischen Orientierung und Überraschung. Ein besonders anschauliches Beispiel für diese integrative Gestaltung ist das Motiv der Kolonnaden oder Arkaden (Abb. 2). Es verbindet Geborgenheit mit Ausblick, gibt Struktur und Durchblicke, schafft Orientierung und gleichzeitig Bewegungsfreiheit. So spricht

es viele unterschiedliche Wahrnehmungs- und Nutzungsbedürfnisse zugleich an.

Sehr wirkungsvoll ist auch das Prinzip geschichteter Strukturen: Während eine großmaßstäbliche Gliederung für Übersicht sorgt, entfaltet sich in den Details eine feine, vielschichtige Welt aus Rhythmen, Tiefen, Mustern und Akzenten. So bleibt ein Bauwerk aus der Ferne klar erkennbar, ohne in der Nähe an Spannung zu verlieren. Auch der Wechsel von Einfachheit und Komplexität innerhalb einer Ebene erzeugt genau diese Balance – ein Zusammenspiel von Ruhe und Anregung.

Formalästhetische Deutungswege: Abstraktion

Wissen ist kein fester Speicher, sondern ein lebendiges Netzwerk aus Erfahrungen, das aktiv unsere Wahrnehmung beeinflusst und ständig mitgestaltet. Indem unser Gehirn Kategorien bildet und Gegenstände abstrahiert, macht es die unendlich vielfältige Welt verstehbarer: Es ordnet Eindrücke zu wiedererkennbaren Typen, Mustern oder Objekten. In der Architektur und Gestaltung bedeutet Abstraktion, Formen zu verallgemeinern – etwa durch Vereinfachung, Typisierung oder das Finden von Mittelwerten. Diese Reduktion ist oft nötig, um Komplexität überschaubar zu machen – das gilt für ästhetisches Erleben, aber auch für alle anderen kognitiven Prozesse und nicht zuletzt für die menschliche Kommunikation. Doch Abstraktion hat ihren Preis: Vielfalt geht verloren, die emotionale Bindung zu Umfeldern wird schwächer und die Assoziation zu persönlichen Erinnerungen geht leicht verloren. Abstraktion fördert zwar Übersichtlichkeit und schnelle Orientierung (*coherence*), entfernt sich aber gleichzeitig von den Eigenschaften Komplexität und Varianz (Abb. 3, 4). Genau diese beiden Aspekte sind jedoch entscheidend für intensive ästhetisch-emotionale Erlebnisse der Vielfalt und Besonderheit, die uns Bindung, Geborgenheit (*hominess*) und Faszination (*fascination*) schenken.



Abb. 3, 4: Zwei sehr unterschiedliche Nachbarn zeigen, wie Architektur verschiedene Menschenbilder und Bedürfnisse betont: Das berühmte Weimarer »Haus am Horn« (Georg Muche, 1923, unten) steht für Nüchternheit, Abstraktion und klare Vereinfachung. Die Jugendstilvilla in derselben Straße (ca. 1910, oben) dagegen vermittelt mit ihren geschwungenen Formen Geborgenheit und Gemütlichkeit – und hält durch feine Details und Unterteilungen die Aufmerksamkeit lebendig.



Auch hier wird deutlich: Einseitige Leitideen – etwa eine radikal reduzierte, abstrakte Gestaltung – reichen nicht aus, um den vielfältigen Bedürfnissen von Menschen gerecht zu werden. Wenn Abstraktion zum alleinigen Prinzip erklärt wird, bleibt als ernsthafte Begründung meist nur noch der Gedanke der Kostenersparnis. Ob wir aber wirklich den reinen Ökonomismus als einzige Richtschnur für unsere gebauten Lebenswelten akzeptieren wollen, ist mehr als fraglich.

Semantische Deutungswege: Analogien, Naturbezug

Unser ästhetisches Erleben wird nicht nur von Gefühlen, sondern auch von Wissen und Erinnerung geprägt. Gespeichertes Wissen hilft uns, Dinge wiederzuerkennen, mit Erfahrungen zu verbinden und emotionale Reaktionen auszulösen. Über viele Jahrhunderte spielte Architektur dabei eine zentrale Rolle: Sie erzählte Geschichten, knüpfte an Bekanntes an und war reich an Symbolen und Bildern. Schmuck, Zitate oder stilistische Anklänge gaben Gebäuden eine assoziative Tiefe (Abb. 5). Mit der Moderne und dem funktionalistischen Städtebau ging vieles davon verloren – das entstandene Bedeutungs-Vakuum wurde zunehmend von kommerzieller Kommunikation gefüllt: Reklame, Logos, Markenbotschaften.

Und doch bleiben Metaphern und Assoziationen bis heute entscheidend für unser ästhetisches Erleben. Architektur, die an Vertrautes erinnert, fördert emotionale Bindung und aktiviert unser Belohnungssystem – sie steigert also spürbar das Wohlbefinden. In Architektur und Städtebau wirken Ausdrucksformen des Verweises, Analogien und Symbole als stille Brücken zwischen dem physikalischen Raum und unserem Vorstellungsraum. Sie erzeugen eine Verbindung zwischen äußerlich wahrgenommener und innerlich mitgebrachter Welt – weit über die reine Gebrauchsfunktion hinaus. Räume werden dann nicht nur genutzt, sondern auch angeeignet und erlebt – als Resonanzräume persönlicher Erfahrung.



Abb. 5, 6: Alles, was die Neue Sachlichkeit ablehnen wollte, zeigt sich in der Weimarer Villa Haas (Otto Munkert, 1885, oben). Wie viele historistische Bauten schöpft sie ihre ehrwürdige Grandezza aus kulturellen Bezügen – durch zahlreiche Anklänge an repräsentative Bauten der Vergangenheit, hier an die deutsche Renaissance. Ganz anders die Central Mosque in Cambridge (Marks Barfield, 2019, unten): Mit Formen, die an Wachstum und Bäume erinnern, schafft sie starke Nähe zur Natur. Diese Überschreitung des gewohnten Kontexts löst Staunen aus und steigert nachweislich das Wohlbefinden – denn Naturbezüge in der Architektur wirken oft stärkend, beruhigend und gesundheitsfördernd.



Besonders stark wirken Bezüge zur Natur (Abb. 6). Formen, die an Landschaften, Pflanzen oder sogar an den menschlichen Körper erinnern, sind tief in unserer Wahrnehmung verankert – sowohl biologisch als auch kulturell. Sie sprechen uns direkt an und rufen unmittelbare körperliche Reaktionen hervor. Die sogenannte Biophilia-Hypothese (vgl. Kellert & Wilson, 1995) beschreibt solche Naturbezüge als wichtige Elemente einer gesundheitsfördernden Gestaltung, auf die bereits oben verwiesen wurde. Selbst stark abstrahierte Formen können eine intuitive, fast körperlich-empathische Verbindung herstellen, wenn noch Verweisqualitäten vorhanden sind. Wenn ein Innenhof wie eine schützende Umarmung wirkt, Fenster an aufrechte Gestalten erinnern oder Fassaden Gesichter andeuten, entsteht ein Gefühl von Vertrautheit. Architektur und Stadtraum werden so zu einem leiblich erfahrbaren, emotionalen Erlebnis. Neurowissenschaft und Empathieforschung bestätigen: Naturnahe Analogien stärken unsere seelische Widerstandskraft und fördern psychische Stabilität (vgl. Tullis, 2020; Heinrich, 2019; Hollander & Sussman, 2020).

Nicht nur Analogien, auch strukturelle und soziale Signale prägen unser ästhetisches Empfinden. Wir spüren sofort, ob ein Raum Stabilität oder Unsicherheit vermittelt, ob er Teilhabe erleichtert oder Ausgrenzung nahelegt. Manche Räume laden niederschwellig zur Nutzung ein, andere lassen uns ein Gefühl von sozialem Ausgeliefertsein spüren. Architektur kann Fürsorge ausdrücken und ein wertvolles Gefühl des »Gemeintseins« vermitteln. Sie kann aber ebenso Gleichgültigkeit und Kälte signalisieren, wenn Menschen zu bloßen Bestandteilen überdimensionierter Raummaschinerien degradiert werden. So wirkt Architektur immer auch als Haltung: Sie wird zum Ausdruck sozialer Beziehungen, zum räumlichen Medium kollektiver Selbstbilder – zur sichtbaren Sprache einer Gemeinschaft im Gespräch mit sich selbst.

Das ästhetische Potenzial eines Raumes oder Objekts entsteht genau aus der Verbindung von Gebrauchsfunktion und den überlagernden Bedeutungsebenen. Städtebau oder

Architektur, die diese Dimensionen ignorieren, verfehlen zentrale menschliche Bedürfnisse, denn erst dieses Zusammenspiel macht gestaltete Umfelder in der Rezeption von Menschen lebendig. Semantische Ausdrucksformen verwandeln Räume in Resonanzräume, die mit Erinnerungen und Emotionen aufgeladen werden können. Entwürfe, die diese Zusammenhänge ernst nehmen, sprechen also nicht nur unsere Vernunft an, sondern den ganzen Menschen. Sie sind im besten Sinne humanorientiert – und stärken damit auch die soziale und funktionale Kraft unserer Gesellschaft.

Semantische Deutungswege: Narrativbildung und Prozess-bezüglichkeit

Das menschliche Bedürfnis nach *coherence* – also nach Zusammenhang und Sinn – zeigt sich nicht nur darin, dass wir sinnliche Eindrücke zu Mustern und Formen ordnen, sondern auch in unserer Fähigkeit, zeitliche Abläufe aus ihnen herauszulesen. Wir erkennen im visuellen Erscheinungsbild unserer Umfelder Spuren von Veränderung – Wachstum, Alter, Zerfall – und machen daraus Geschichten mit nachvollziehbaren Zusammenhängen. Solche kleinen Erzählungen (»Mikronarrative«) helfen uns, die Zukunft einzuschätzen und unser Handeln darauf vorzubereiten (Heinrich, 2019). So erzählt uns die fragmentarische Gestalt einer Ruine vom Prozess des Alterns, während die Stromlinien eines Sportwagens eine Anpassung an Geschwindigkeit und Luftströme andeuten. Architekten wie Daniel Libeskind inszenieren Zersplitterungen, während Zaha Hadid Gebäude scheinbar zum Schmelzen brachte. Prozess-Analogien wie diese machen Vergänglichkeit spürbar, erlauben aber auch Vorhersagen und helfen, Entwicklungen zu verstehen. Und das auch interkulturell: Der Transformationsprozess des Alterns etwa ist im japanischen Ästhetik-Konzept des *wabi-sabi* verankert. Gelingt es Menschen, aus solchen visuell gelegten Spuren ein stimmiges inneres Narrativ unserer

Umgebung zu konstruieren, aktiviert das unser Belohnungssystem (Kobo et al., 2024; Mokady & Reggev, 2022; Schultz et al., 1997), und unser Gefühl für Zeit und Zusammenhang wird stabilisiert. Und nicht selten steigt damit auch unser Interesse und unsere Zufriedenheit.

Atmosphärische und navigatorische Deutungswege: Atmosphäre, Kontext, Aufmerksamkeit

Ästhetisches Erleben verläuft – ähnlich wie Emotionen – oft unbewusst. Unser Gehirn verarbeitet Reize zu einem ersten Gesamteindruck, zu einer Atmosphäre (Heinrich, 2022). Dieser intuitive Eindruck hilft uns schnell zu spüren, ob ein Ort für uns stimmig ist. Einzelne Reize wie Kontraste, Licht oder Bewegung ziehen dabei sofort Aufmerksamkeit auf sich. Komplexe Bereiche beschäftigen uns länger, während einfache Strukturen schneller erfasst sind.

Im Blickfeld stehen Objekte nie allein, sondern immer im Dialog mit ihrem Kontext – mit dem Raum, der Stadt oder der Landschaft. Menschen schätzen diesen Zusammenhang, also den Einklang von Gebäuden mit Kultur, Nutzung und Umgebung. Nur wenn eine gewisse Grundharmonie besteht, können bewusste Brüche – etwa Kathedralen oder spektakuläre Museumsbauten – ihre Wirkung entfalten und Aufmerksamkeit binden.

Atmosphärisch besonders stark wirken großflächige Eindrücke wie weiche Lichtverläufe, Farbstimmungen oder Bewegungen im Randbereich unseres Sehens. Sie beeinflussen unsere Stimmung meist unterhalb der Bewusstseinsschwelle. Strukturreiche Oberflächen mit Details und Licht-Schatten-Spiel dagegen regen das bewusste, fokussierte Sehen an und laden zur Erkundung ein. So können auf verschiedenen Ebenen emotionale Lebendigkeit und kognitives Interesse gleichzeitig entstehen. Auch Kontraste zwischen Enge und Weite prägen unser atmosphärisches Raumgefühl: Baumgruppen, Platzränder,



Abb. 7, 8: Helligkeit und Dunkelheit, starke Kontraste, räumliche Tiefe, Überschneidungen, ein Hauch von Geheimnis und gezielte Akzente durch Licht und Farbe – das sind die wichtigsten Mittel, um unsere intuitive, emotionale Wahrnehmung zu steuern. In der Malerei (Der Abend, Christian Haldenwang nach Claude Lorrain, 1825, oben) wie auch im Theater (Traum eines Frühlingsmorgens, Michael Heinrich, 2019, unten) werden diese Werkzeuge bewusst überhöht eingesetzt. Dadurch entstehen besonders intensive Wirkungen. Die lange Tradition dieser Künste zeigt eindrucksvoll, wie beständig der menschliche Wunsch ist, mit solchen Mitteln kraftvolle Atmosphären zu erschaffen.



Passagen oder Ausblicke schaffen Spannungsfelder, die unser Empfinden für Geborgenheit und Freiheit beeinflussen.

Licht spielt dabei eine Schlüsselrolle. Hell-Dunkel-Kontaste gliedern Räume, lenken den Blick und setzen Akzente. Besonders vertikale Objekte oder freistehende Baukörper wirken stark, da sie sich klar gegen den Himmel abzeichnen. Solche markanten Gebäude sind nicht nur Orientierungspunkte der Navigation, sondern verankern auch persönliche Wiedererkennung im Stadtraum und stärken das Gefühl von Zugehörigkeit – vor allem, wenn sie in ein System aus Blickachsen und Bewegungsräumen eingebunden sind. Wichtig ist außerdem die rhythmische Unterbrechung. Monotone Straßenführungen oder gleichförmige Fassaden ignorieren das Bedürfnis nach Vielfalt (*fascination*) und Geborgenheit (*hominess*). Abgeschrägte oder gerundete Ecken, kleine Plätze oder kurze Unterbrechungen schaffen dagegen Nischen und Momente der Entschleunigung – und städtische Intimität.

Ein wichtiges Mittel, um Atmosphäre zu gestalten, ist die Inszenierung räumlicher Tiefe (Abb. 7, 8). Sie erfüllt gleich mehrere Bedürfnisse: Einerseits hilft sie uns bei der Orientierung und gibt ein Gefühl von Übersicht (*coherence*). Andererseits weckt sie Neugier, Bewegungsdrang und Staunen (*fascination*). Tiefe entsteht zum Beispiel durch Überlappungen – wie bei Baumgruppen, Kolonnaden oder Arkaden, wo Nähe und Fernsicht gleichzeitig erlebbar sind. Auch rhythmisierte Fassaden mit Pfeilern, Fensterachsen oder Öffnungen verstärken diesen Eindruck. Besonders plastische und gerundete Elemente schaffen ein lebendiges Spiel von Licht und Schatten. So wird der Raum als Abfolge von Zwischenräumen und Behältnis von Kontrasten erst als solcher verstehbar und fühlbar – er wirkt dynamisch und voller Möglichkeiten.



Varianten des Schönheitsempfindens

Wann werden allgemeine ästhetische Eindrücke eigentlich zu echten Schönheitserfahrungen? Oder umgekehrt: Was verraten uns Momente der Schönheit über ihre Entstehung hinter den Kulissen unseres Bewusstseins? Zwar kann ein Schönheitserlebnis grundsätzlich aus jeder beliebigen Kombination von Wahrnehmungs- und Deutungswegen entstehen. Doch manche Formen sind enger mit bestimmten Wegen verbunden. So wird etwa die Erfahrung von Schönheit durch biografische Bedeutung fast immer mit Analogien verknüpft sein – also mit Bezügen, die es uns ermöglichen, einen wahrgenommenen Gegenstand mit unseren eigenen Erinnerungen zu verbinden.

Schönheit als Signal der Passung zwischen Umwelt und unseren Bedürfnissen

Ein Schönheitserlebnis zeigt uns oft, dass die Verbindung zwischen unserer Umwelt und unseren inneren Bedürfnissen in einem bestimmten Moment besonders gut gelingt. Harmonische Proportionen, rhythmische Ornamente oder klare Strukturen stillen etwa das Bedürfnis nach Ordnung. Vertraute Reize – also das Normale, Gewohnte – geben uns Sicherheit und Geborgenheit: Sie sind angenehm, weil sie Wiedererkennung und Orientierung ermöglichen. In diesem Sinne wirkt Normschönheit oft gefällig oder hübsch, sie vermittelt das Gefühl, dass alles »seine Ordnung« hat.

Doch wenn alles zu vertraut wird, droht Langeweile. Dann sind es gerade neue und ungewohnte Eindrücke, die unsere Aufmerksamkeit wecken, das Erregungsniveau anheben und Entdeckungslust auslösen. Vielfalt und Komplexität

befriedigen den Wunsch nach geistiger und sinnlicher Anregung, wir empfinden sie oft als erfrischend, abwechslungsreich und belebend. Besonders kraftvoll wirken Schönheitserlebnisse, wenn Bedürfnisse und Ideale in ihrer reinsten Form dargestellt werden: Ein Platz kann die Qualität von Weite auf eindrucksvolle Weise inszenieren; ein Innenhof mit Wasser und Pflanzen vermittelt Frische, Schutz und Lebendigkeit; die Größe und Pracht einer Kathedrale stillt unser Bedürfnis nach Staunen und Ergriffenheit. Eine Altstadt begeistert uns vielleicht durch den harmonischen Einklang aller Formen, Materialien und Proportionen – und gleichzeitig durch die Varianz, die einzelne Gebäude hervorhebt und ihnen eine unverwechselbare Identität gibt.

Unser starkes Bedürfnis nach Zugehörigkeit zeigt sich oft darin, dass wir schön finden, was gerade »angesagt« ist, was in unserem Umfeld als passend gilt oder was Menschen verkörpern, zu denen wir aufschauen – manchmal auch die beneideten Nachbarn. Lifestyle-Magazine, soziale Medien und Videoportale leben genau von diesem Mechanismus.

Während wir unsere praktischen Nutzungsbedürfnisse oder körperlichen Grundbedürfnisse meist bewusst stillen, bleiben viele unserer psychischen Bedürfnisse eher im Hintergrund. Wir analysieren sie selten, sie wirken meist unbewusst. Wenn ein Umfeld diese Bedürfnisse positiv anspricht, empfinden wir es schlicht als »schön«. Dieses Gefühl ist dann eigentlich ein Signal, dass einige unserer Bedürfnisse gerade befriedigt werden – auch wenn wir über diese Bedürfnisse vielleicht noch nie nachgedacht haben.

Im Alltag trennen wir gerne: Design soll sich um die praktischen Funktionen kümmern, während Kunst – befreit von solchen Zwängen – für Emotion, Bedeutung und ästhetischen Genuss zuständig ist. Psychologisch gesehen macht diese scharfe Trennung aber wenig Sinn, denn unser ästhetisches Erleben ist immer ganzheitlich: Es verbindet Denken, Fühlen und Wahrnehmen. Die empirische Ästhetik zeigt, dass es viele Kriterien gibt, die sowohl in der Kunst als auch im Alltag unsere

ästhetischen Bedürfnisse ansprechen – etwa ein mittleres Maß an visueller Komplexität, geschwungene Linien, Symmetrien oder Strukturen, die wir auch aus der Natur kennen. Ob etwas als Kunstwerk oder als Alltagsgegenstand eingeordnet wird, entscheidet häufig nicht das Objekt selbst, sondern der Kontext, in dem es steht: Eine Mülltonne im Ausstellungsraum einer Kunstgalerie wird die Besucher zum Nachdenken bringen und die Aufmerksamkeit erregen, während sie hinter der Kunstgalerie einfach nur den Müll aufnimmt.

Schönheit als Signal biografischer Bedeutsamkeit

Eine weitere Facette des Schönheitsempfindens ist eng mit unserer Biografie verbunden. Vertrautheit und Nostalgie entstehen häufig, wenn Orte Bilder aus der Vergangenheit wachrufen – etwa eine Landschaft aus der Kindheit oder einen Platz, der uns nachhaltig geprägt hat. Auch Wissen über einen Ort spielt hier eine Rolle: Wenn wir uns mit Dingen oder Orten bewusst vertraut gemacht haben, wenn sie zu einem Teil unserer inneren Denk- und Motivwelt geworden sind, entsteht eine besondere Resonanz. Schönheit zeigt sich dann als Echo der eigenen Geschichte – verbunden mit Gefühlen von Liebe, Sehnsucht, Heimat und Zugehörigkeit, aber auch mit Wehmut darüber, dass Vertrautes nicht festgehalten werden kann. Selbst Orte unangenehmer Erinnerungen können so einen goldenen Schimmer bekommen: Sie verwandeln sich in Projektionsflächen biografischer Erlebnisse, in Ausdrucksformen unserer Identität. Sie geben uns das Gefühl von Kontinuität und wirken wie ein äußeres Gedächtnis – im Privaten wie im Kollektiven. Deshalb ist der bauliche Bestand, seine Pflege und Erhaltung, so wichtig für unsere persönliche wie kulturelle Verankerung im physischen Raum. Auch unsere Wohnungen sind oft voll von Dingen, die Erinnerungen tragen und unsere Vergangenheit widerspiegeln. Sie zeigen uns, wer wir sind – oder wer wir sein wollen. Wenn man



Abb. 9, 10: Der Vergänglichkeit selbst größter menschlicher Werke wird die ständige Erneuerung der Natur und die Normalität der Vollzüge menschlichen Lebens trostvoll gegenübergestellt. In den Ruinenmotiven des 18. Jahrhunderts wurde dieser Kontrast unzählige Male dargestellt, und in Mausoleen, Grabmälern oder Gedenksteinen gerinnt das Gefühl der Melancholie zu einem beliebten Mobilier des Sentiments. Die Mittel dieser Inszenierung waren vielfältig: Gemälde (wie das Ruinencapecchio von Charles-François Nivard, 1804, S. 34), Parkbauten (etwa die Große Grotte im Park Belvedere in Weimar, um 1810) oder auch Bühnenbilder.



aber Veränderungen in seinem Leben anstoßen will, macht es Sinn, sich von Dingen zu trennen oder Räume neu zu gestalten.

Historisch betrachtet, erinnert die Dimension der Nostalgie an das Konzept des Pittoresken im 18. Jahrhundert. Damals verstand man Schönheit nicht allein über ideale Formen, sondern auch über die Zeitlichkeit des Sinnlichen. Spuren von Transformation, Aneignung, Alterung und Verfall sollten mit Gefühlen von Idealität und Wehmut verbunden werden. Besonders beliebt war damals die Ruinenmalerei (Abb. 9): Bauernhöfen inmitten antiker Überreste sollten die Vergänglichkeit menschlicher Werke, aber auch die Beständigkeit der Natur und die ewige Wiederholung bodenständigen menschlichen Lebens zeigen. Wer es sich leisten konnte, ließ sich sogar künstliche Ruinen in den Park bauen – wie die Große Grotte im Park Belvedere in Weimar (Abb. 10).

Schönheit als Signal von Harmonie und abstrakter Erkenntnis

Schönheit kann uns auch auf verborgene Ordnungen der Welt hinweisen – etwa dann, wenn uns etwas besonders klar, harmonisch oder »stimmig« erscheint. Wir spüren dann – meist unbewusst –, dass in der Vielfalt der Eindrücke verborgene Regeln wirken: Muster, Symmetrien, Proportionen, geometrische Strukturen oder Ordnungssysteme, die über das Zufällige hinausgehen. Diese Fähigkeit, Strukturen zu erkennen, hilft uns, die Welt schneller zu verstehen, Dinge einzuordnen, Zusammenhänge zu begreifen und uns besser zu erinnern. Evolutionsbiologisch war das von großer Bedeutung – es machte unsere Wahrnehmung schneller und unser Handeln sicherer.

Studien zeigen, dass Gegenstände, die besonders typisch für ihre Art sind, meist auch als besonders schön empfunden werden (vgl. Halberstadt, 2006; Carbon, 2010). Das gilt sogar für spezifische Blickwinkel: Ein Pferd von der Seite zeigt uns die wichtigsten Merkmale am deutlichsten, während eine

Ansicht von oben oft verwirrend wirkt. Abstraktion erfüllt dabei eine ähnliche Funktion: Sie vereinfacht Formen oder überzeichnet typische Merkmale, sodass das Wesentliche schneller erfassbar wird.

Diese Form der regelhaften Schönheit knüpft an den klassischen Schönheitsbegriff des 18. Jahrhunderts an (Abb. 11). Immanuel Kant sprach vom »interesselosen Wohlgefallen« (Kant, 1790/1974) – doch auch dieses Wohlgefallen erfüllt ein tiefes Bedürfnis: den Wunsch nach Sinn, Ordnung und Kohärenz, nach dem Gefühl, eingebettet zu sein in eine größere Harmonie (vgl. Antonovsky, 1987). Schönheit kann auf diese Weise eine Quelle von Gesundheit und Resilienz sein – dafür sprechen viele empirische Belege. Symmetrie etwa ist eines der stabilsten Merkmale ästhetischer Vorlieben.

Gerade Städtebau und Architektur, die immer auch Ordnungssysteme im Raum schaffen, können Träger dieser abstrakten, systemischen Schönheit sein. Das schließt nicht aus, dass sie gleichzeitig Assoziationen wecken: Ein Pfeiler kann an einen Baum erinnern, ein Turm an eine Wächterfigur. Architektur kann also beides zugleich – Ordnung vermitteln und Bedeutungsassoziationen hervorrufen.

Schönheit als Signal der Erhabenheit und des Übersteigens

Schönheit entsteht nicht nur durch Ordnung und Harmonie, sondern oft auch durch ihr Gegenteil: durch den Bruch mit Erwartungen, durch das Unerwartete, Geheimnisvolle oder sogar Verstörende. Besonders starke Eindrücke erleben wir dort, wo uns etwas überrascht, herausfordert oder überwältigt. Das Spektrum reicht von Staunen und Ehrfurcht (Abb. 12) bis zu Faszination oder kurzer Desorientierung, die uns zwingt, unsere Wahrnehmung neu zu justieren. Diese Art von Schönheit stillt weniger das Bedürfnis nach Ruhe, sondern vielmehr das nach Reiz, Herausforderung und Komplexität. Spannend dabei: Studien zeigen, dass Staunen sogar



Abb. 11: Seit der Renaissance sucht die klassische, an die Antike angelehnte Architektur meist nach Harmonie, Ordnung, Vernunft, Angemessenheit und einem klaren menschlichen Maß (Marino Casino, Dublin, William Chambers, 1775). Darin liegt ihre Nähe zum Rationalismus und Reduktionismus der Neuen Sachlichkeit, aber auch zu den Ideen einiger vormoderner und klassisch-moderner Architekten, die nach einer neuen Einfachheit und Klarheit des Wohnens strebten.

das Gemeinschaftsgefühl und prosoziales Verhalten stärken kann (vgl. Piff et al., 2015). Bereits im 18. Jahrhundert wurde dieses Empfinden im ästhetischen Konzept des »Erhabenen« beschrieben.

Auch das japanische Konzept *wabi-sabi* greift diesen Schönheitstyp auf und verbindet ihn mit der harmonischen Schönheit: Es stellt Idealformen neben Zeichen von Alter, Unvollkommenheit und Vergänglichkeit. So gewinnt das scheinbar Perfekte geschichtliche Tiefe, Individualität und das Drama des Vergehens (vgl. Parkes & Loughnane, 2005). Das Ergebnis ist eine »schöne Melancholie«, die gleichzeitig beruhigen und anregen kann. Der europäische Barock wagt es wiederum,

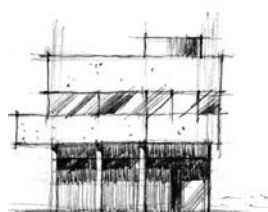


Abb. 12: Die ästhetischen Gegengewichte des Klassischen – Dynamik, Erhabenheit, Emotionalität, Leidenschaft und Komplexität – zeigen sich dagegen in der Hoch- und Spätgotik (Große Domkirche St. Peter, Köln, Meister Gerhard, um 1350), später auch in der Neugotik, im Expressionismus oder in jüngster Zeit im Dekonstruktivismus und in parametrischer Architektur.



Abb. 13: Der Barock sucht häufig beide Pole zu verbinden. Er greift zwar die klassische Architektursprache auf, deutet sie aber im Sinne einer expressiven Gegenwelt um: Maß und überschwengliche Pracht und Größe, Harmonie und Harmoniebruch treten in einen spannungsreichen Dialog (St. Paul's Cathedral, Christopher Wren, 1710).

das Klassische durch das Dynamische energetisch »aufzuladen« (Abb. 13). Schönheit zeigt sich also kulturell sehr unterschiedlich und eröffnet ein breites Spektrum an Erfahrungen: Sie kann uns Ruhe schenken oder Neugier wecken, uns erinnern, klären oder irritieren. Immer aber ist sie ein intensiver Erfahrungsraum – ein Resonanzfeld zwischen eigenen Gefühlen, Bedürfnissen und den Dingen, die uns umgeben, und damit auch ein Raum tiefer Einsicht und Selbsttranszendenz.



Die Schönheit des Hässlichen

Eine psychologisch ausgerichtete Ästhetik geht über die klassischen Ideen von »Schönheit« oder »Erhabenheit« hinaus. Sie muss auch erklären, warum Menschen sich manchmal von Dingen angezogen fühlen, die auf den ersten Blick »hässlich«, roh, brutal oder verstörend wirken (vgl. Elbert et al., 2017; Gendolla & Zelle, 1990). In bestimmten Situationen kann gerade das Abweichende oder Schockierende besonders spannend sein – eine Beobachtung, die nicht nur ästhetische, sondern auch menschliche und moralische Fragen aufwirft. Ist das Hässliche vielleicht einfach eine andere Form von Schönheit? Sicher ist: Auch hier sind es grundlegende menschliche Bedürfnisse, die angesprochen werden. Diese Variante liegt nah an dem, was wir als die Schönheitsvariante des »Erhabenen« kennengelernt haben – dem Überschreiten des Gewohnten.

Darum spielen Brüche mit vertrauten Erwartungen und gewohnten Kontexten in ästhetischen Diskussionen, etwa in der Architektur, eine große Rolle. Wenn uns etwas überrascht oder bewusst gegen Normen verstößt – sei es durch extreme Kraft, Wucht, Dynamik, Dominanz, sogar Gewalt oder einfach durch ein auffälliges Gebäude mitten in einer sonst geordneten Umgebung –, entsteht ein starker Reiz. Wie wir diesen erleben, hängt von unseren Werten und Haltungen ab: Manche empfinden ihn als störend, andere als willkommenes Signal für Neues, wieder andere einfach als starke sinnliche Anregung. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Deutung von Schönheit als Norm und das Hässliche als Abweichung davon auch politische Bedeutung hat. Gemeinsam bleibt aber immer der starke Reiz selbst – und die Aufmerksamkeit, die er auf sich zieht.

Das Bedürfnis nach starker Anregung, nach einem zeitweiligen Ausbruch aus engen gesellschaftlichen Normen, lässt

sich nicht einfach verdrängen. Es sucht sich Ventile – etwa im Konsum von reißerischen Schlagzeilen, in brutalen Computerspielen oder in anderen medialen Angeboten voller Gewalt. Solche Erlebnisse von Regelbruch und Tabuverletzung können gleichzeitig schockierend und befreiend wirken – und sie sind allgegenwärtig, nicht zuletzt in den täglichen Nachrichten. Besonders Jugendliche suchen solche Erfahrungen, wenn sie sich von vertrauten Ordnungen abgrenzen wollen. Orte, die unheimlich oder gefährlich wirken – verlassene Gebäude oder unbekannte Stadtteile – üben deshalb eine besondere Anziehungskraft aus. Sie versprechen Herausforderungen, und wer sie meistert, erlebt Selbstwirksamkeit und wird mit einem Gefühl von Stärke belohnt.

Heute werden solche Bedürfnisse nach Aufregung meist in der digitalen Welt gestillt – vor allem durch Computerspiele. Aber auch reale, unfertige Räume können ähnlich wirken: Sie laden zum Erkunden, Mitgestalten und Weiterentwickeln ein. Solche offenen Räume fordern Partizipation und eignen sich deshalb besonders für den Aufbau von Gemeinschaft. Ebenso wie Orte, die von vornherein viele verschiedene Möglichkeiten zur Aneignung bieten, haben sie das Potenzial, Menschen zusammenzubringen und kollektive Erfahrungen zu schaffen.

Das Hässliche entfaltet seine Wirkung aber nicht nur durch die Wucht von Kontextbrüchen. In abgeschwächter Form kann es auch Humor hervorrufen oder uns aus einer Art Aufmerksamkeitsstarre reißen. Es sticht heraus, irritiert – und bleibt dadurch länger im Gedächtnis. Gerade in der Kunst wird dieses Prinzip genutzt: Indem Darstellungsweisen oder Konventionen bewusst gebrochen werden, öffnet sich ein Raum für neue Deutungen und ungewohnte Gefühle. Das Hässliche kann hier sogar eine wichtige Rolle für das Schöne übernehmen: Es schafft Kontraste. Erst durch das Störende tritt das Harmonische oft deutlicher hervor – wie Figur und Hintergrund, die sich gegenseitig definieren. Doch solche Balance ist empfindlich. Besonders in der Gestaltung von Städten kann eine einzelne

Disharmonie das gesamte ästhetische Gefüge stören, wie Studien immer wieder zeigen (vgl. Stamps, 2013).

Eine andere, dunklere Seite zeigt sich in der sozialen Funktion von Hässlichkeit. Wenn Gruppen bestimmte Menschen als »hässlich« abstempeln, geht es nicht um bloße Ästhetik, sondern auch um Macht und darum, zur »richtigen«, nämlich stärkeren Gruppe zu gehören. Um den inneren Zusammenhalt der Gruppe zu stärken oder um Machtpositionen zu demonstrieren und zu untermauern, werden Ausgrenzung, Spott oder sogar Gewalt praktiziert. Für den unbeteiligten Beobachter kann das Erleben solcher Szenen – ob in Wirklichkeit oder in Darstellungen – paradoxerweise auch Bedürfnisse ansprechen: etwa nach Erregungssteigerung, nach Zugehörigkeit oder sogar nach dem, was Forscher »appetitive Gewalt« genannt haben (vgl. Elbert et al., 2017), also genussvolle, zweckfreie Gewalt. Viele Menschen haben bereits auf Schulhöfen Bekanntschaft mit solchen Ausgrenzungen gemacht, die sich häufig an der ästhetisch »falschen« Kleidung entzünden.



Das Schönheitsempfinden als politisches und marktwirtschaftliches Aneignungsfeld

Seit spätestens der Jungsteinzeit wussten Menschen, wie stark gestaltete Umgebungen ihre Mitmenschen beeinflussen können – besonders durch monumental gebaute Strukturen. Von den Ziegelstufentürmen Babylons über die Tempel und Grabstätten Ägyptens bis hin zu den sieben Weltwundern der Antike wetteiferten die Bauwerke um Aufmerksamkeit und Staunen. Neben ihrer praktischen Nutzung waren sie vor allem eines: sichtbare Zeichen von Bedeutung, Wissen, Macht, Ehrgeiz und den Absichten einzelner Herrscher, einflussreicher Gruppen oder ambitionierter Individuen. Gleichzeitig spiegelten die Ordnungen von Gebäuden, Städten und Landschaften die Vorstellungen wider, die eine Gesellschaft – oder zumindest ihre Elite – vom Zusammenleben der Menschen hatte.

Diese doppelte Funktion, die rhetorische und die sozialordnende, blieb auch nach dem Untergang der Antike erhalten und prägte das Architekturleben über Jahrhunderte hinweg. Gotische Kathedralen, Renaissancepaläste, Barockschlösser, klassizistische Stadtgründungen, Rathäuser, Justizpaläste, sogar Bahnhöfe und Einkaufspassagen verbanden stets das Praktische mit einer symbolischen Ebene – sie wollten nicht nur genutzt, sondern auch gedeutet werden, und sie wollten emotionale Erlebnisse ermöglichen. Erst der Rationalismus der Moderne und der Neuen Sachlichkeit erklärte alles angeblich »Überflüssige« für verzichtbar. Doch gerade in diesem Dogma, ebenso wie im strengen Purismus und Minimalismus, zeigen sich Strömungen der Moderne oft genauso rhetorisch, machtbewusst und wenig »rational« wie ihre Vorgänger. Im italienischen »Rationalismo« etwa wird die Nähe

dieses Purismus zu faschistischem Gedankengut besonders deutlich.

Seit den 1960er-Jahren hat sich neben der dominanten »klassischen Moderne« eine bunte Vielfalt an architektonischen Strömungen entwickelt. Organische Architektur, Postmoderne, Dekonstruktivismus, Neoklassizismus, Vernakularismus, Parametrismus oder High-Tech-Architektur – sie alle greifen die Frage auf, wie Gebäude mit Menschen, Orten und Bedeutungen verbunden sein können und welches Ausdruckspotenzial Architektur besitzt.

Trotz dieser Vielfalt lassen sich in der Erscheinung einzelner Bauten, ganzer Ensembles oder ganzer Städte immer wieder ähnliche Werte und Motive erkennen, die die Architekten zu oft gewaltigen Leistungen angetrieben haben. Dazu gehören Stabilität, Schwere und Massivität – etwa als Signal von Vertrauen, oder zuweilen als Geste der Einschüchterung. Auch das Spiel mit Reichtum, Größe oder Fülle, das den Betrachter ins Staunen versetzt, taucht immer wieder auf. Weitere Leitwerte, die in vielen Epochen und Stilen auftauchen, sind Ordnung, Kohärenz, Reinheit, Einfachheit und Abstraktion. Ihnen gegenüber stehen entgegengesetzte Leitwerte wie Varianz, Individualität, Lebendigkeit, Komplexität und Konkretheit. Einzelne Epochen, einzelne Stile finden in der Balance dieser Leitwerte immer wieder neu zu einem eigenen Zeitgeistausdruck: In demokratischen Leitbauten wie den Berliner Regierungsgebäuden wird beispielsweise »Transparenz« gerne durch riesige Glasfassaden symbolisiert.

All diese Werte sind zuallererst ästhetische Behauptungen. Wenn sie überbetont werden, verlassen entsprechende Umfelder meist den Raum ästhetischen Wohlbefindens: Strenge Ordnung und Gleichförmigkeit wirken schnell monoton, Reinheit ohne Akzente erzeugt Leere, Abstraktion kann zu Unpersönlichkeit und Austauschbarkeit führen. Umgekehrt werden Varianz ohne Gemeinsamkeit oder Komplexität ohne Struktur schnell chaotisch und disharmonisch. Ein einziges, universelles Gestaltungsideal gibt es daher nicht. »Weniger« kann

manchmal »mehr« sein – manchmal aber auch schlicht »zu wenig«. Universal angemessen bleibt nur eines: das Bemühen, im jeweiligen Kontext eine stimmige Balance zwischen gegensätzlichen ästhetischen Qualitäten zu finden und mit großer Genauigkeit und Empathie Nutzerbedürfnisse zu reflektieren – das gilt zumindest für Gestaltung, die sich am ganzheitlichen Wohl von Menschen orientiert. In sehr vielen Bereichen unseres gestalteten Umfelds stehen allerdings andere Interessen im Vordergrund: Waren oder Dienstleistungen sollen verkauft werden, oder es soll Geld eingespart werden. Im ersten Fall benutzt man unseren Schönheitssinn, um unser Verhalten zu steuern; im zweiten Fall ignoriert man unser Schönheitsbedürfnis ganz einfach – weil nicht bekannt ist, dass Menschen in ästhetisch befriedigenden Umfeldern besser »funktionieren«, indem sie motivierter, gesünder und leistungsfähiger sind.

Um Kunstwerke, gebaute Umwelten oder Design besser zu verstehen, können wir uns also fragen: Welche Art von Schönheit wollen sie in uns ansprechen? Welche Vorstellungen von Mensch und Gesellschaft – oder auch welches Selbstkonzept – haben die Urheber geleitet? Mit welchen ästhetischen Mitteln haben sie gearbeitet, um Botschaften, Werte und Qualitäten erfahrbar zu machen? Zu welchen Gefühlen, Entscheidungen oder Handlungsweisen möchten sie uns wohl bewegen? Und welche Voreinstellungen, Gewohnheiten und Kenntnisse bringen wir als Nutzende mit, um das Angebot auch »lesen« zu können?



Schönheit ist individuell, aber auch intersubjektiv

So vielfältig und individuell das Empfinden von Schönheit auch ist – es gibt viele gemeinsame Muster, die auf geteilten Bedürfnissen und kollektiven Vorlieben beruhen. Auf solche Muster können sich Architektur, Gestaltung und Städtebau beziehen. Unsere gestalteten Umwelten sind davon allerdings oft weit entfernt: Es entstehen viele »Nicht-Orte«, gesichtslose Durchgangsräume ohne Einladung zum Verweilen, geprägt entweder von monotoner Gleichförmigkeit oder von verwirrender Zersplitterung.

Gerade in Zeiten zunehmender Unübersichtlichkeit wächst die Sehnsucht nach Sinn, Zusammenhang und Orientierung – und damit nach Umfeldern, die nicht nur nützlich sind, sondern auch Bedeutung haben. Viele Menschen wünschen sich Umgebungen, die mehr bieten als bloße Funktion: Räume, Dinge und Erlebnisse, die berühren, Identität stiften und soziale wie emotionale Wärme ausstrahlen. Das Empfinden von Schönheit ist dabei ein funktionaler Kompass für ein gelingendes und auch gesundes Leben – für den Einklang mit den Welten, die uns umgeben. Wenn wir dieses Empfinden besser verstehen, können wir es bewusst für eine nachhaltige Gestaltung unserer Umwelten nutzen.



Literatur

Antonovsky, A. 1987. Health promoting factors at work: The sense of coherence. *Psychosocial factors at work and their relation to health*, 153–167.

Appleton, J. (1996). *The Experience of Landscape*. Chichester: Wiley.

Arnheim, Rudolf. 1977. *The dynamics of architectural form*. Univ. of California Press.

Bandura, A. (2001). Social cognitive theory: An agentic perspective. *Annual review of psychology*, 52(1), S. 1–26.

Brunstein, J. (2006). Implizite und explizite Motive. *Motivation und Handeln*, 235–253. Springer.

Büssing, A., Ssing, A. B., Bussing, A., Niko Kohls phil, & Kohls, N. (2011). *Spiritualität transdisziplinär*. Springer Berlin Heidelberg.

Burke, E. (1757) 1914. *A Philosophical Inquiry Into The Origin Of Our Ideas Of The Sublime And Beauty*. New York: P. F. Collier and Son Company.

Carbon, C. C. (2010): The cycle of preference: Longterm dynamics of aesthetic appreciation. *Acta Psychologica*, 134(2), 233–244.

Chatterjee, A., Coburn, A., & Weinberger, A. (2021). The neuroaesthetics of architectural spaces. *Cognitive processing*, 22(Suppl 1), S. 115–120.

Coburn, A., Vartanian, O., Kenett, Y. N., Nadal, M., Hartung, F., Hayn-Leichsenring, G.,... & Chatterjee, A. (2020). Psychological

and neural responses to architectural interiors. *Cortex*, 126, S. 217–241.

Coburn, A., Vartanian, O., & Chatterjee, A. (2017). Buildings, beauty, and the brain: A neuroscience of architectural experience. *Journal of cognitive neuroscience*, 29(9), 1521–1531.

Cooper, R., Burton, E., & Cooper, C. L. (Eds.) (2014). *Well-being and the environment* (Vol. 2). West Sussex, England: John Wiley & Sons Inc.

Düchs, M. (2017). Zur moralischen Relevanz des Schönen in der Architektur. In K. Berr (Hrsg.), *Architektur-und Planungsethik: Zugänge, Perspektiven, Standpunkte* (S. 175–193). Springer Fachmedien.

Elbert, Thomas, James Moran und Maggoie Schauer. 2017. Lust an Gewalt: appetitive Aggression als Teil der menschlichen Natur. *e-Neuroforum*, 23(2), 96–104.

Ellard, C. (2020). Neuroscience, wellbeing, and urban design: Our universal attraction to vitality. *Psychol. Res. Urban Soc*, 3(6).

Gegenfurtner, K. R., Walter, S. & Braun, D. I. (2002) Visuelle Informationsverarbeitung im Gehirn In: *Bild | Medien | Wissen. Visuelle Kompetenz im medienzeitalter* (Eds. Huber, H. D., Lockermann, B. & Scheibel, M.) Kopaed Verlag, München.

Gendolla, Peter und Carsten Zelle (Hrsg.). 1990. *Schönheit und Schrecken: Entsetzen, Gewalt und Tod in alten und neuen Medien* (Vol. 72). C. Winter.

Gibson, James J. (1986). *The Ecological Approach to Visual Perception*. New York: Taylor & Francis Group.

Gilpin, W. (1770) 1973. *Observations on the River Wye and Several Parts of South Wales, Etc. Relative Chiefly to Picturesque Beauty...* Richmond Publishing Company.

Gromer, D., Kiser, D. P., & Pauli, P. (2021). Thigmotaxis in a virtual human open field test. *Scientific Reports*, 11(1), 6670.

Günther, T. (2016). Der Wert von Immobilien in Abhängigkeit von seinem Baustil und seiner Ästhetik. Wissenschaftliche Forschungsstudie an der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der TU Chemnitz.

Halberstadt, J. (2006). The generality and ultimate origins of the attractiveness of prototypes. *Personality and Social Psychology Review*, 10(2), 166–183.

Heinrich, M. (2025, in Vorbereitung). Bedürfnisse als Spannungsfeld: Neue Anwendungsstrukturen der Humanorientierung in Architektur und Design. In S. Amstutz, U. Ziegler & J. Rehn-Groenendijk (Hrsg.), *Bedürfnisorientierung in der Innenarchitektur*. Bielefeld: transcript.

Heinrich, M. (2025b, in Vorbereitung). Metadisziplinarität in der Architekturforschung. In K. Berr, A. Hahn & P. Lohmann (Hrsg.), *Handbuch der Architekturwissenschaften*. Wiesbaden: Springer.

Heinrich, M. (2023). Metadisziplinäre Ästhetik: Ein Konzeptrahmen für Architektur, Gestaltung und Evidence Based Design. In T. C. Vollmer (Hrsg.), *Architekturpsychologie Perspektiven: Band 1 Forschung und Lehre* (S. 79–93). Springer Fachmedien.

Heinrich, M. (2022). »Atmosphäre« als Konzept einer metadisziplinären Ästhetik: Ihre Funktion und ihre Steuerung in der Gestaltung von Architektur und Raum. In M. Düchs, A. Grüner, C. Illies & S. Vogt (Hrsg.), *Architektur, Atmosphäre, Wahrnehmung: Die römische Villa als Chance für das Bauen heute* (S. 347–392). Springer Fachmedien.

Heinrich, M. (2019). *Metadisziplinäre Ästhetik*. Bielefeld: transcript.

Hollander, J. B., & Anderson, E. C. (2020). The impact of urban façade quality on affective feelings. *Archnet-IJAR: International Journal of Architectural Research*, 14(2), 219–232.

Hollander, J. B., & Sussman, A. (2020). The 21st Century Paradigm Shift in Architecture and Planning. In J. B. Hollander und A. Sussman (Hrsg.), *Urban Experience and Design: Contemporary Perspectives on Improving the Public Realm*. Routledge.

Illies, C., & Ray N. (2014). *Philosophy of Architecture*, Cambridge: Cambridge Architectural Press.

Kahneman, Daniel. (2012). *Schnelles Denken, langsames Denken*. München: Siedler Verlag.

Kant, I. (1790/1974). *Kritik der Urteilskraft*. Hamburg: Meiner Verlag.

Kellert, S. R., & Wilson, E. O. (1995). *The Biophilia Hypothesis*. Washington: Island Press.

Kobo, O., Yeshurun, Y., & Schonberg, T. (2024). Reward-related regions play a role in natural story comprehension. *Iscience*, 27(6).

Kohls, Niko (2025): A New Paradigm for Educating Architects and Designers for the 21st Century: Bridging Resilience, Health and the United Nations's Sustainable Development Goals. In: *Shrines of Wisdom – Learning, Knowledge, and the Architecture of Libraries*. Eds.: Michael Heinrich, Christian Illies, Nicholas Ray, Max Sternberg. Bielefeld: Transcript Verlag.

Lavdas, A. A., & Salingaros, N. A. (2022). Architectural beauty: Developing a measurable and objective scale. *Challenges*, 13(2), 56.

Metzger, W. (2008). *Gesetze des Sehens*. Eschborn: Verlag Dietmar Klotz.

Mokady, A., & Reggev, N. (2022). The role of predictions, their confirmation, and reward in maintaining the self-concept. *Frontiers in human neuroscience*, 16, 824085.

Nasar, J. L. (1980). Influence of familiarity on responses to visual qualities of neighborhoods. *Perceptual and Motor Skills*, 51(2), S. 635–642.

Parkes, G., & Loughnane, A. (2005). Japanese aesthetics. *Stanford Encyclopedia of Philosophy*.

Piff, Paul K., Pia Dietze, Matthew Feinberg, Daniel M. Stancato und Dacher Keltner. 2015. »Awe, the Small Self, and Prosocial Behavior.« *Journal of Personality and Social Psychology*, 108(6), 883–899.

Russell, J. A. (1980). A circumplex model of affect. *Journal of personality and social psychology*, 39(6), 1161.

Schultz, W., Dayan, P., & Montague, P. R. (1997). A neural substrate of prediction and reward. *Science*, 275(5306), 1593–1599.

Stamps, A. E. (2013). *Psychology and the aesthetics of the built environment*. Springer Science & Business Media.

Tullis, R. S. (2020). Sense of Place. In J. Hollander und A. Sussman (Hrsg.), *Urban Experience and Design: Contemporary Perspectives on Improving the Public Realm*, 11.

Vessel, E. A., Starr, G. G., & Rubin, N. (2012). The brain on art: intense aesthetic experience activates the default mode network. *Frontiers in human neuroscience*, 6, 66.

Weinberger, A. B., Christensen, A. P., Coburn, A., & Chatterjee, A. (2021). Psychological responses to buildings and natural landscapes. *Journal of Environmental Psychology*, 77, 101676.

Wundt, W. (1922). Grundriss der Psychologie (15. Aufl.). Leipzig: Kröner.

Yeomans, T. (2012). Schönheit wird die Welt retten. Zeitschrift Bewusstseinswissenschaften. Transpersonale Psychologie und Psychotherapie, 18(1), 79–86.

Zeki, S. (2019). Beauty in architecture: Not a luxury – only a necessity. Architectural Design, 89(5), 14–19.



Der Begriff der Schönheit hat auch heute noch einen hohen Wert, für unser psychisches Wohlbefinden, aber auch für die Wirtschaft: Schöne Autos, schöne Möbel, schöne Häuser – für all das geben wir sehr viel Geld aus. Vor allem der gebaute Raum und die Architektur, die uns umgeben, prägen unser Wohlbefinden und unsere Gesundheit noch viel stärker, als wir es bewusst registrieren. Aber was meinen wir eigentlich damit, wenn wir etwas schön finden? Entspricht es dann einfach nur unserem ganz eigenen, subjektiven Geschmack? Oder ist es diejenige Ästhetik, die der Zeitgeist, unser soziales Umfeld und unser kulturelles Milieu uns diktiert?

Gibt es schließlich vielleicht auch Aspekte der Schönheit, die tief in unser aller Wahrnehmung und unserer Körperlichkeit verankert sind?

Vor dem Hintergrund zahlreicher wissenschaftlicher Studien aus vielen Disziplinen (Psychologie, Neurowissenschaften, Humanbiologie, Sozialwissenschaften, Philosophie) wird hier versucht, das schillernde Phänomen des Schönheitsempfindens verstehbar und greifbar zu machen.